
Abstract

Ralf T. Vogel

Analytische Psychologie und die ihr angemessenen Forschungsmethoden – Epistemologische Überlegungen zu ihrem Status als Wissenschaft

Der Analytischen Psychologie wird im akademischen Mainstream die Wissenschaftlichkeit oft abgestritten. Begründet wird dies aus einem engen, meist empiristisch und positivistisch begründeten Wissenschaftsverständnis heraus, das ob seiner Angemessenheit für psychologische Gegenstände kaum hinterfragt wird. Umgekehrt kritisieren Jungianer nicht selten die Unangemessenheit dieser Forschungsstränge, um aber in einem zweiten Schritt, doch wieder auf deren Erkenntnisse zurückzugreifen. Der Beitrag zeigt, ausgehend von einer kritischen epistemologischen Sicht auf die moderne psychologisch/psychotherapeutische Forschung, überblicksartig die unterschiedlichen erkenntnistheoretischen Grundlagen der Analytischen Psychologie auf, um diesen dann klassische und imaginale hermeneutische Ansätze als Forschungsmethoden beispielhaft zuzuordnen.

Schlüsselwörter: *Erkenntnistheorie, Wissenschaftsverständnis, Forschung, Hermeneutik*

Analytical Psychology and Research Methods Appropriate to it – Epistemological considerations on its scientific status

In scientific discourse, primarily that of the academic mainstream, Analytical Psychology is often denied the status of a genuine scientific discipline and this although its adequacy with regard to psychological subjects is not called into question. This viewpoint is commonly justified by a narrow, mostly empiristic and positivistic understanding of science. Paradoxically, Jungians initially often criticize the inadequacy of this kind of research, only to subsequently draw on its findings. Starting from a critical epistemological view on modern psychological/psychotherapeutic research, this paper highlights the different epistemologic foundations of Analytical Psychology in an overview and then assigns to them, by way of example, hermeneutic and imaginal hermeneutic approaches as research methods.

Keywords: *epistemology, scientific discourse, research, hermeneutics*

Ralf T. Vogel, Dr. phil., Studium der Psychologie und Sinologie; Lehranalytiker u. a. am C. G. Jung-Institut München und Supervisor für Verhaltenstherapie, Dozent am Aufbaustudiengang Psychotherapie der TU Dresden. Private Praxis für Psychotherapie und Supervision in Ingolstadt
Uhlandstr. 11, D-85055 Ingolstadt; E-Mail: ralft.vogel@web.de

Ralf T. Vogel

Analytische Psychologie und die ihr angemessenen Forschungsmethoden – Epistemologische Überlegungen zu ihrem Status als Wissenschaft

Einleitung

Der Titel des Beitrags enthält zwei zentrale Aufforderungen. Es gilt, die Spezifität »Jung'scher Psychologie« im Hinblick auf den Forschungszusammenhang zu bestimmen und sodann Forschungsmethoden zu identifizieren, die dieser Bestimmung entsprechen.

Forschungsmethoden sind ganz konkrete Wege der Erkenntnis (griech. *methodos*, der Weg). Sie leiten sich aus grundlegenden Erkenntnisinteressen sowie den gegebenen, diesen Interessen zugeordneten Erkenntnismöglichkeiten ab, sind also idealerweise ein angewandter Aspekt einer zugrundeliegenden Erkenntnistheorie, welche wiederum in umfassende ontologische Überlegungen eingebettet ist oder versucht, solche selbst zu konstituieren. Der Begriff »Erkenntnistheorie« (Epistemologie) stammt aus den Anfängen des 19. Jahrhunderts und hat seither, zeitweise abgelöst durch den Terminus »Wissenschaftstheorie«, eine wechselhafte Entwicklung als Teilgebiet der theoretischen Philosophie hinter sich. Man bezeichnet damit die aus der Philosophie entwickelten »Theorien des Wissens«. Mindestens seit Platon fragen sich die Menschen nach der Wahrheit einer Ansicht oder Meinung, die dann als Wissen bezeichnet werden kann. Jedoch, und dies wird im heutigen wissenschaftlichen Diskurs oft vergessen, was dann wirklich »als hinreichende Begründung einer wahren Überzeugung gilt, damit es als Wissen anerkannt werden kann, ist eine schwierige Frage« (Pfister, 2007, S. 108), die aus unterschiedlicher erkenntnistheoretischer Perspektive unterschiedlich zu beantworten ist.

Der Weg der Ableitung von Forschungsmethoden aus einer jeweiligen fundamentbildenden Sicht auf den Menschen und seine Erkenntnisfähigkeit hat sich auf dem Gebiet der Psychologie und Psychotherapie seit etwa Anfang des 20. Jahrhunderts zunächst umgekehrt (aus den wie auch immer gegebenen Forschungsmethoden muss rückwirkend auf epistemologische Bestände geschlossen werden), bzw. diese Ableitung wird völlig übergangen, deren grundlegende und jede Forschungsstrategie eigentlich erst rechtfertigen

tigende Notwendigkeit ist vergessen. Andere, u. a. aus der Wissenschaftssoziologie kommende Theorien zur Entstehung von Forschungsmethodiken gehen von politisch-ökonomischen Machtfaktoren aus (vgl. z. B. zum Zusammenhang von Wissen und Macht, Balzer, 2009 bzw. zur »Frage, wie sich die Heilberufe durch die ökonomische Infiltrierung nicht nur von außen, sondern v. a. von innen her verändern« Maio, 2011, S. 133). Oder sie gehen von mehr oder weniger pathologischen psychischen (Abwehr-) Prozessen der jeweiligen Forscher (-gruppen) (z. B. Devereux, 1998) aus. Anzunehmen ist heute also – in durchaus Jung'schem Sinne – ein moderater erkenntnistheoretischer Relativismus, der davon ausgeht, dass es nicht möglich ist, einzelne, zwingende und von der gesellschaftlichen und individuellen Situation abstrahierbare »Kriterien aufzustellen, die erfüllt sein müssen, damit ein Erkenntnisbereich als anerkannt oder ›wissenschaftlich‹ betrachtet werden kann« (Chalmers, 1999, S. 166).

Die Vormachtstellung der mit Positivismus und Empirismus eng verschwisterten, objektivistischen, mathematisch-naturwissenschaftlichen Denkweisen in der westlichen Gesellschaft und ihr zumindest impliziter Anspruch auf den Status einer Einheitswissenschaft (s. u.) führte im Gegensatz dazu zur nicht mehr abzuleitenden Setzung daraus hervorgegangener und nunmehr als einzig »empirisch« geltender Forschungsmethoden auf nahezu dem gesamten Gebiet der Psychologie, v. a. aber auf dem Gebiet der Psychotherapie. Anzumerken ist hier, dass Jung sich selbst als »Empiriker« sah, er diesen Begriff aber um vieles weiter fasste und zudem der Ansicht war, »dass es nicht gegen die Grundsätze der wissenschaftlichen Empirie verstößt, wenn man gelegentlich Überlegungen anstellt, welche über eine bloße Anhäufung und Klassifizierung des Erfahrungsmaterials hinausgehen« (1939, GW Bd. XI § 2). V. a. die Dominanz der empirischen gegenüber der apriorischen Wissensgenerierung wird in der Analytischen Psychologie seit ihrem Entstehen nicht mit vollzogen (verwiesen wird an dieser Stelle oft auf den apriorischen Charakter der Archetypenlehre) mit Hinweis auf den recht eingeschränkten Begriff der Empirie im heutigen Sprachgebrauch. Dieser ist z. B. im »Methodenpapier« des mächtigen »Wissenschaftlichen Beirats Psychotherapie« der BRD (WBP) oder im Klassifikationssystem des Ärztlichen Zentrums für Qualität in der Medizin (ÄZQ), das eine Evidenzbasierte Medizin (EBM) – mit einem im Übrigen erkenntnisphilosophisch äußerst verengten Evidenz- (lat. *ex* »aus«, *videre* »sehen« – das Herausgesehen) -begriff – oder ein Empirical Supported Treatment (EST) definiert und somit die Standards für die »Wissenschaftlichkeit« einer Erkenntnis oder etwa eines Psychotherapieverfahrens konstituiert, zu sehen. Für die EBM heißt dies folgende Rangfolge:

- Level 1: Es gibt ausreichende Nachweise für die Wirksamkeit aus systematischen Übersichtsarbeiten über zahlreiche randomisiert-kontrollierte Studien.
- Level 2: Es gibt Nachweise für die Wirksamkeit aus zumindest einer randomisierten, kontrollierten Studie.
- Level 3: Es gibt Nachweise für die Wirksamkeit aus methodisch gut konzipierten Studien, ohne randomisierte Gruppenzuweisung.
- Level 4a: Es gibt Nachweis für die Wirksamkeit aus klinischen Berichten.
- Level 4b: Stellt die Meinung respektierter Experten dar, basierend auf klinischen Erfahrungswerten bzw. Berichten von Expertenkomitees. (zu den verschiedenen, die gleiche Logik verfolgenden Hierarchiesystemen vgl. u. a. Leichsenring, 2002)

Diese hier von oben nach unten in der wissenschaftlichen Wertigkeit dargestellte »Hierarchisierung der Beweismittel« wird (auch im Bereich der Psychologie/Psychotherapie) nicht begründet und kaum reflektiert, sie »wird schlicht vorausgesetzt« (Fischer, 2007, S. 159). Psychologische Forschung und der allergrößte Teil der Psychotherapieforschung orientieren sich also an den »historisch so erfolgreichen Naturwissenschaften und ihre[n] Methoden als vorbildlich für alle Wissenschaften [...] Sie folgt einem methodologischen Monismus (= Szientismus)« (Detel, 2008, S. 92; Mertens, 1995). Auch wenn die neueste Auflage des berufspolitisch sehr relevanten »Methodenpapiers« experimentelle Einzelfallstudien aufführt: erforscht werden sollen vorwiegend eng operationalisierte Faktoren im Gruppenvergleich. Operationalisierung und Mechanisierung (nur wenigstens ansatzweise manualisierte und in eine »Wenn-dann Mechanik« gebrachte Methoden sind in dieser Weise erforschbar) sowie eine eindeutige »Zweckrationalisierung« (Richter, 2011) der Psychotherapie als Ganzes sind die Voraussetzungen. Zugrunde liegt dem ein allgemeines Utilitaritätsdenken in Kategorien der Nützlichkeit. Aus in dieser Forschungslogik entwickelten Studienergebnissen wird dann auf den wissenschaftlichen Wert einer angewandten Therapiemethode und in einem weiteren Rückschluss auf eine zugrundegelegte Theorie geschlossen. Mit diesem Wert eng verbunden ist die Einschätzung des Wahrheitsgehalts derselben: Sogar moralische Forderungen werden abgeleitet, nur auf diesem Weg gewonnenes Wissen im therapeutischen Handeln zu nutzen (Pawelzik, 2009; Vogel, 2009). Ebenfalls in hohem Ansehen im vorherrschenden Wissenschaftsverständnis stehen heute v. a. bildgebende technisch-naturwissenschaftliche Verfahren (NMR, MRT) und neuropsychologische Herleitungen psychologisch-psychotherapeutischen Agierens, hier ebenso meist ohne die zugrundeliegenden (neo-) materialis-

tischen Menschenbildannahmen und die damit verbundenen erkenntnistheoretischen Grundlagen zu reflektieren (vgl. Vogel, 2003).

Der Positivismus und seine Weiterentwicklungen im Kritischen Empirismus (auch »Neopositivismus« genannt) und davon abgeleitet die stark ausgeprägte antimetaphysische Grundhaltung, gelten seither, zusammen mit einigen Annahmen des Kritischen Rationalismus Poppers (vgl. dessen »Falsifikationskriterium«) einerseits und den Positionen einer induktiven Statistik andererseits zu den unhinterfragten und nicht mehr rechtfertigungsbedürftigen Grundlagen moderner Forschung. Die als (Allgemeine) »Wissenschaftstheorie« bekannte Ableitung aus der Erkenntnistheorie (z. B. Carrier, 2011) trägt dem durch eine nahezu ausschließlich auf dem Positivismus begründete Reflexionslogik Rechnung. Auch aus dieser wissenschaftstheoretischen Position wird sich, allerdings höchst selektiv, bedient; andere bedeutsame Bereiche der jeweiligen Theorie werden scheinbar nicht rezipiert, wenn sie dem gerade vorherrschenden Forschungs- und Erkenntnisanliegen Steine in den Weg legen. So wird augenscheinlich Poppers Zweifel an der letztendlichen Beweisbarkeit einer Hypothese oft ignoriert und die Ergebnisse empirischer Untersuchungen werden als nun gesetzmäßig feststehende Wahrheiten dargestellt; es kommt zur vieldiskutierten alleinig nomothetisch ausgerichteten Forschung.

Psychoanalyse wurde von Freud und zu Beginn auch von Jung als Naturwissenschaft konzipiert, wobei Jung den Begriff Naturwissenschaft wie den Empiriebegriff seiner Zeit gemäß noch sehr viel anders benutzte als dies heute der Fall ist. Spätestens nach seinen dramatischen inneren Erfahrungen zwischen 1914 und 1918 änderte sich Jungs epistemologischer Standpunkt. Seine Abkehr vom Operationalisieren und Messen nach einer anfänglichen Phase des Forschens mittels des Assoziationsexperimentes kann heute als Fehler betrachtet werden. Wäre sie aber nicht erfolgt, dann hätte sich die Analytische Psychologie wohl ähnlich der Verhaltenstherapie entwickelt und wäre eine völlig andere geworden. Die Revision der Forschungsbemühungen jedoch, die Jung bereits früh vornahm, ist wohl seinem Erkenntnisgegenstand (s. u.) und den Einflüssen unterschiedlichster erkenntnistheoretischer Positionen geschuldet. Sowohl außereuropäische Erkenntnistraditionen, aber auch die kritische Erkenntnistheorie Kants, deren Einfluss ihn, nach seinen Worten im »face-to-face«-Interview von 1959 von Freud klar unterscheidet, mögen dazu beigetragen haben (angemerkt sei hier nur, dass Freud z. B. 1915 sich auch einige Male auf Kant bezog). Der Schritt kann aber auch als die einzig mögliche Konsequenz dargestellt werden, denjenigen Erkenntnisformen auch methodisch Rechnung zu tragen, die das für die Analytische Psychologie typische Wissen generierten.

Der Suche nach eindeutigen wissenschaftlichen *Beweisen* für seine oft ins Transzendente gehenden Konzepte erteilte er immer wieder Absagen (z. B. 1934, GW Bd. 7, § 405).

Von einigen Vertretern wird Psychoanalyse heute noch als Naturwissenschaft verstanden und ihre Methoden dementsprechend ausgerichtet, was im Sinne Haeslers (1995) durchaus als ein »Widerstand gegen die Psychoanalyse von seiten des Psychoanalytikers« (S. 60) zu bezeichnen ist. Der naturwissenschaftlich-positivistischen Zuordnung entsprechend sind dann eben auch Methoden zu wählen, die dieser gerecht werden. Die hoch angesehenen gängigen Wirksamkeit- (und Wissenschaftlichkeits-)nachweise enden dann oft in Metaanalysen kontrolliert-randomisierter Studien, d. h. in der Umwandlung derselben in eine gemeinsame Metrik. Entscheidendes Maß ist dann die sogenannte Effektstärke, definiert als Unterschied zwischen Behandlungs- und Kontrollgruppe (standardisierter Mittelwertsunterschied). Z. B. wäre dann Effektstärke 1: »Der durchschnittliche behandelte Patient ist eine Standardabweichung gesünder auf der normalen Verteilungs- oder Glockenkurve als der durchschnittliche unbehandelte Patient.« (Shedler, 2011, S. 265) Der positivistische Zweig der psychoanalytischen Forscher versucht trotz prominenter Warnung (vgl. Habermas' Hinweis auf das »Szientistische Selbstmissverständnis der Psychoanalyse« von 1973), es bestünden »tief gehende Inkompatibilitäten zwischen der Psychoanalyse und der modernen Naturwissenschaft« (Fonagy/Roth, 2004, S. 310) auf diesem Gebiet seit Jahren, den Vorsprung der viel direkter mit dieser Wissenschaftstradition verbundenen Therapierichtungen aufzuholen (vgl. dazu auch das eindeutig auf positivistische Forschung ausgerichtete Programm der DGPT-Jahrestagung 2011). Die aktuellste Überblicksarbeit von Shelder (2011, S. 275) kommt dabei zu folgenden ernüchternden Schlussfolgerungen:

- Die Anzahl randomisierter Studien ist für andere Therapieformen »bedeutend – vielleicht um das Zehnfache – größer als für psychodynamische Psychotherapie«.
- Diese sind größtenteils »in der Methodensorgfalt überlegen«.
- Es gibt nur Hinweise, »dass Effektgrößen für psychodynamische Psychotherapien so groß sind wie die für andere Behandlungen berichteten Effektgrößen, für die aktiv als »empirisch gestützt« und »evidenzbasiert« geworben wird«, und dies gilt auch nahezu ausschließlich für Kurzzeittherapien.

Meist kommen psychoanalytische Studien also über eine »Level 3-Anerkennung« nicht hinaus und bleiben im gängigen Wissenschaftsverständnis weit hinter »Konkurrenzverfahren« zurück!

Der »Vernaturwissenschaftlichung« der Psychotherapie und der ihr zugrundeliegenden Theorien entspricht direkt deren Ökonomisierung. Sie folgt der Tendenz, soziale Abläufe (hier die Psychotherapie) primär unter dem Gesichtspunkt der monetären Gewinnmaximierung (maximaler Ertrag bei kleinstmöglichem Einsatz) zu konzipieren. Es kommt zur »Kommerzionalisierung« der Psychotherapie und ihrer Erforschung. Der psychotherapeutische Zeitgeist führt vom Patienten des beginnenden 20. Jahrhunderts über den Klienten und Kunden hin zum Konsumenten und verwandelt gleichzeitig den Therapeuten zum technischen Dienstleister (vgl. z. B. Senf, 2006). Dieser Tendenz kann auf zwei Ebenen kritisch begegnet werden: Zum einen kann sich die Auseinandersetzung mit den Ergebnissen dieser Wissenschaftsauffassung *innerhalb* des positivistisch-nomothetischen Denkbauwerks entwickeln. Zum anderen ist die in unserem Zusammenhang entscheidende Frage zu stellen, ob die Psychoanalyse und in ihr insbesondere die Analytische Psychologie, sich nicht viel *grundsätzlicher* der eigenen »Positivisierung« zu widersetzen hat.

Zur intrasystemischen Kritik evidenzbasierter Psychotherapieforschung sollen hier nur einige wenige Argumente ins Feld geführt werden. An anderer Stelle wurde von elaborierter Seite dazu bereits hinreichend Stellung bezogen (z. B. Fäh/Fischer, 1998).

Häufige Gegenargumente zum positivistischen »Evidenz-Paradigma« aus dem wissenschaftlichen Mainstream selbst sind:

- Die Probanden in einem Großteil der veröffentlichten Studien sind oft weniger belastet, weniger komorbide als Patienten im klinischen Alltag. Dadurch ist die Generalisierung der Effektivität auf die klinische Praxis nicht erwiesen.
- Die in den Studien angelegte kurze Behandlungsdauer sowie Manualtreue entsprechen nicht der gelebten Praxis, ja es gilt sogar: »Der Studententyp mit der deutlichsten Transferproblematik zur psychotherapeutischen Praxis erscheint auf Platz eins« (Fischer et al., 2007, S. 453).
- Randomisierte Forschungsdesigns messen oft v. a. oder gar ausschließlich Symptomerleichterungen anhand von Fragebogeneinschätzungen, andere, komplexere Maße, wie z. B. die Lebensqualität, fehlen weitgehend. Oft müssen die Ergebnisse selbst noch interpretiert werden.
- Es gibt zahlreiche, oft wenig bewusste Darstellungs- und Interpretations-

fehler, z. B. den sogenannten »spin«, d. h. die entfremdende Vorstellung nichtsignifikanter Studienresultate, um einen Nutzen für die Patienten zu suggerieren (z. B. Boutron et al., 2010), wie bei Harry Potters Spiegel »Nerhegeb« bestimmt das Begehren das, was man sieht.

Sichtet man zusammenfassend die propagierten Forschungsmethoden im akademischen Mainstream, die nur wenig adaptiert auch im psychologisch-psychotherapeutischen Bereich Ausschließlichkeitscharakter gewonnen haben, so haben wir es mit positivistischen und (neo-) materialistischen Grundlagen und deren erkenntnistheoretischen Ausfaltungen zu tun, denen diese Methoden zuzuordnen sind. Der Großteil der psychologischen Wissenschaft »macht einen bestimmten Begriff von Wirklichkeit zur Voraussetzung: nur dasjenige sei wirklich, was sich berechnen lasse; denn nur über das Berechenbare verfüge der Mensch tatsächlich« (Weisedel, 1977, S. 150). Sie propagiert die »Verabsolutierung der kausalmechanischen Sicht auf die Wirklichkeit. [...] Darin drückt sich etwas von der Krise des Wissenschaftsbegriffes aus, die die Gegenwart kennzeichnet« (ebd., S. 149). Ungeachtet dieser bereits in den 1970er Jahren diagnostizierten Krise, hängt sich ein nicht unwesentlicher Teil psychoanalytischer Forschungsanstrengungen an dieses Paradigma an. Auch die Anwendung dieser Methoden auf den Bereich der Analytischen Psychologie und ihrer therapeutischen Anwendungen ist dann gefordert, um an der ökonomischen Seite des Gesundheitswesens teilhaben zu dürfen und zu akademischem Ansehen zu gelangen. Hierzu ergeben sich folgende Gegenargumente aus erkenntnistheoretischer Perspektive:

- A) Ganze formale Theorien (so ist etwa die Statistik wissenschaftstheoretisch durchaus als eigenständige formale Theorie zu verstehen, vgl. Balzer, 2009, S. 254) werden in ihrer Logik möglichst vollständig auf andere Theorien übertragen, d. h. der Status des zu Beforschenden als eigenständiger Theorie wird negiert.
- B) Einzelne aus der Wissenschaftstheorie des einen Verfahrens hervorgegangene Forschungsmethoden werden auf das andere Verfahren angewandt.

Dieser, in ähnlichem Zusammenhang von Fischer und Fäh (1998) auch als »Intermethodenfehler« bezeichnete Sachverhalt bezieht sich v. a. auf das in der positivistischen Tradition stehende »Messen« als Königsdisziplin der Forschung. Dazu werden in der Theorie desjenigen, der die Messung vornimmt, Messinstrumente entwickelt, die Veränderungen, meist in der Zeit,

feststellen sollen. Die etablierten Messmethoden in der Psychotherapieforschung etwa setzen bestimmte Theorien von Wissenschaftlichkeit voraus, die nicht per se mit den ontologischen Grundlagen des zu Messenden kompatibel sind. Es entsteht so ein systematischer Fehler, der die Ergebnisse solcherart Forschung schon im Keim unbrauchbar macht. Die allenthalben geforderten Operationalisierungen sind grundsätzlich immer über eine bestimmte Messmethode definiert (Balzer, 2009, S. 199) und sind insofern ebenfalls in keinster Weise zu verabsolutieren. Auch moderne Psychotherapieforscher haben auf dieses Problem aufmerksam gemacht:

Zwar erreicht man mit allen Therapien Besserungen, aber mit jeder auf eine ganz andere Weise. Ein psychoanalytisch gebesserter Patient ist nach der Therapie anders als ein verhaltenstherapeutisch gebesserter Patient; das sind qualitative Unterschiede, die sich nicht in mehr oder weniger Wirkung messen lassen. Auch einen Vergleich zwischen Rembrandt und Picasso kann man nicht auf ein »Mehr oder Weniger« in bestimmten vorgegebenen Kriterien beschränken. (Grawe, 2005, S. 305)

Die Analytische Psychologie muss darauf beharren und nachvollziehbar herleiten, dass das, was sie ausmacht, ja vielleicht sogar überhaupt das »Wesentliche der psychotherapeutischen Behandlung, dem Messenden sich entzieht« (Maio, 2011, S. 133).

Lassen sich Psychoanalytiker gar in eigenen Forschungsvorhaben auf diesen Fehler ein und versuchen sie, eigene Konzepte mittels der Methodik völlig unterschiedlicher erkenntnistheoretischer Systeme herzuleiten oder zu validieren, so begeben sie sich auf dünnes Eis. So scheinen sie anderen Verfahren, mit großen berufspolitischen Konsequenzen, oft »unterlegen« und in einem zweiten Schritt im Gegenzug dazu gezwungen, mehr oder weniger unbeholfen innerhalb des Erkenntniszusammenhangs des Kritikers etwaige Gründe zu finden, warum dieser wohl Unrecht hat. Deutlich ist dieses Problem ganz aktuell in der Debatte um das »Qualitätsmonitoring in der ambulanten Psychotherapie« der Techniker Krankenkasse (vgl. die kritische Stellungnahme von Sasse, 2011).

Innerhalb der Analytischen Psychologie gab es bereits in den 1990er Jahren eine teilweise vehement geführte und u. a. von Wolfgang Giegerich angelegte Diskussion mit zahlreichen Kommentaren und Entgegnungen (z. B. Blomeyer, 1995) um die Bedeutung sogenannter »Effizienzbeweise«. Auch in dieser Diskussion wurde die Gefahr deutlich, eine Ablehnung der oben dargestellten Evidenzbasierung bedeute eine Abkehr von der Wissenschaft schlechthin. Die Analytische Psychologie in ihrem Bemühen, eine »Science of the Soul« (Edinger, 2002), zu sein, den Psychologen als »really the repre-

sentative of the standpoint of the soul« (Giegerich, 2009, S. 211) zu formulieren bzw. sich von F. A. Langes (1834-1900) »Psychologie ohne Seele« (1874/2001) abzugrenzen, so das nun zu erläuternde Postulat, verfügt allerdings über einen eigenen Pool an erkenntnistheoretischen Grundlagen, aus denen sich die Forschungsmethoden herzuleiten haben.

Einschub: Die Sache mit den »Qualitativen Forschungsmethoden«

Qualitative Forschung ist innerhalb der Psychoanalyse hoch angesehen (Zepf, 2008). Sie setzt sich aus einer großen Methodenvielfalt zusammen (vgl. Jüttemann, 1995) und wird breit als Erhebung und Bewertung nichtstandardisierter Daten definiert. Entwickelt wurde sie zunächst innerhalb der Sozialwissenschaften und ihre Methoden sind dort auch stringent aus zugrundeliegenden Paradigmen abgeleitet. Die Übernahme in den psychologisch-psychotherapeutischen Sektor verlief zwar zögerlich, aber doch deutlich. Allerdings blieb hierbei nicht selten der in den Sozialwissenschaften die Methode konstituierende Rekurs auf die jeweilige Erkenntnistheorie auf der Strecke, ja qualitative Verfahren wurden gar unter dem Primat der positiven Wissenschaften adaptiert, indem etwa Antwortsequenzen in einem Interview statistisch berechnet, qualitative Daten also in oft abenteuerlichen und auf erkenntnistheoretischer Ebene nicht reflektierten Prozeduren in quantitative Messwerte umgewandelt werden (vgl. hierzu z. B. den Überblick von Strauß, 1996). In dieser Logik fordert das bereits erwähnte »Methodenpapier« des Wissenschaftlichen Beirates »kontinuierliche Messungen« innerhalb von Einzelfallstudien, was alle »nichtmessenden« – und das ist die Mehrheit – qualitativen Forschungsmethoden ausschließt. Oder aber eine qualitative Einzelfallstudie wird zum Einstieg oder gar zur (z. B. den Mikroprozess abbildenden) Veranschaulichung der eigentlich bedeutsamen statistischen Forschung degradiert und so ein eigenständiger Erkenntnisanspruch stark relativiert. In erkenntnistheoretische Inkonsequenzen verfallen qualitativ arbeitende Forscher vor allem dann, wenn der Vorwurf mangelnder Verallgemeinerbarkeit bzw. Objektivierbarkeit ihrer Erkenntnisse gemacht wird. Die Analytische Psychologie geht jedoch – wie ehemals bereits Dilthey (1833-1911) – begründeterweise davon aus, dass es im Verstehensvollzug des Individuellen Erkenntnisse über das Objektive geben kann, ja geben muss. Ohne hier ausführlich diese Sichtweise herzuleiten, sei darauf hingewiesen, dass die Präsenz des Allgemeinen im Besonderen logisch einfach zu begründen ist (vgl. Fischer, 2007) und die systematischen her-

meneutischen Methoden für den psychologischen Bereich als weit verallgemeinerbarer als wirklichkeitsfremde experimentelle Kontrollgruppendesigns gelten können.

Erkenntnistheoretische Einordnung der AP

Jung selbst hat sich, anders als sein unmittelbares Umfeld (z. B. Pauli, 1954; Corbin, 1972) nach Kenntnis des Autors nicht explizit zu epistemologischen Systematiken geäußert, obwohl es in seinem Werk zahllose verstreute, z. T. sehr eindeutige erkenntnistheoretisch relevante Stellungnahmen gibt. Gleichzeitig »liebäugelt« Jung auch mit dem Pragmatismus, vermutlich durch seine persönlichen Kontakte zu William James (1842-1919), was ihn in die Nähe dessen Kritik philosophischer Erkenntnistheorie bringen könnte. Jung formuliert seine Psychologie aber auch als eine erkenntnisskeptische und phänomenologisch inspirierte Lehre vom Menschen; die gewonnenen wissenschaftlichen Theorien seien eben »nur Vorschläge, wie man die Dinge betrachten könnte« (1910, GW Bd. IV, § 241), und in keinem Falle Wahrheiten. Vor allem einer nomologischen Definition der Analytischen Psychologie wird eine Absage erteilt. Jung weiß um die Unmöglichkeit letztendlicher Erkenntnis über den Menschen und berücksichtigt dies auch in der Konzeption seiner Praxis (s. u.).

Als erkenntnistheoretisch relevante Essentials der Analytischen Psychologie können formuliert werden:

Die Skepsis gegenüber der Erkenntnis (Skeptizismus)

Mit Bedacht wird der Hinweis auf den dem Jungianischen Denken zugrundeliegenden »[...] Standpunkt einer wohlwollenden Skepsis« (Hesse, 1932/1951, S. 57) an den Anfang dieser Auflistung gestellt, markiert er doch eine erkenntnistheoretische Basis, über die, wird sie einmal akzeptiert, alle weiteren epistemologischen Spekulationen nicht mehr hinauszugehen vermögen. Von den drei »traditionellen epistemologischen Positionen, dem epistemologischen Fundamentalismus, dem Kohärenzismus und dem (epistemologischen) Skeptizismus« (Detel, 2008, S. 53) ist letzterer dem Jung'schen Denken am nächsten. Dabei ist aber wichtig zu betonen, dass hier nicht ein landläufiges oder gar an nomologischen Falsifizierbarkeiten orientiertes Skepsisverständnis gemeint ist, sondern die Skepsis als antidogmatisches Grundphänomen der menschlichen Existenz, als das radikale und konsequente Infragestellen allen Wissens (vgl. Weischedel, 1977). Es

findet sich auch »somit keine sichere Basis für die Wissenschaft« (Pfister, 2007, S. 92), ihre Ergebnisse können nie als absolut gesetzt werden, ja auch die Wissenschaft an sich muss sich einer skeptischen Untersuchung aussetzen. Die in Jungianischen Kreisen angemahnte »Forschung [...], die die Selbstreflexion befördert« (Kast, 2007, S. 104) mag hier ihr erkenntnistheoretisches Fundament haben.

Der Skeptizismus steht in einem spannungsreichen Verhältnis zum von Jung immer wieder kritisierten reinen Rationalismus (vgl. Spiertz, 2001). In unterschiedlichen Begründungszusammenhängen beschreibt Jung selbst seine skeptische Grundhaltung, allen voran ausgehend von seinem psychischen Erkenntnisfokus: »Die Psyche kann nicht über sich selbst hinauspringen, d. h. sie kann keine absoluten Wahrheiten statuieren, denn die ihr eigene Polarität bedingt die Relativität der Aussage. [...] Wir können bloß nicht über die Psyche hinaussehen, wo und insofern es sich um Wahrnehmung und Erkenntnis handelt.« (Jaffé, 1961/2005, S. 353). Diese und ähnliche Aussagen Jungs erinnern an sogenannte »Zirkeleinwände«, mit denen man sich innerhalb der Erkenntnistheorien auseinanderzusetzen hat.

Es geht hier nicht nur um die »cartesianische Skepsis« durch »Verweis auf Täuschungsmöglichkeiten«, sondern um eine moderne und philosophisch-psychologisch begründete Variante der viel grundsätzlicheren antiken sogenannten »pyrrhonischen Skepsis« als »Lebenshaltung« mit der Empfehlung einer im Endeffekt radikalen »Urteilsenthaltung (*epoché*) [...] als die Voraussetzung für innere Ruhe und Unabhängigkeit (*ataraxia*)« (Ernst, 2011, S. 249f.). Der Skeptizismus kann, und das ist psychologisch durchaus relevant, in einem radikalen Konstruktivismus oder Relativismus aufgehen, was aber nicht zwingend der Fall ist. Mit Montaigne (1533-1592), einem der früheren Hauptdenker des Skeptizismus, (2011) gibt es bereits eine Verbindung zwischen diesem und dem »Interpretationsverlangen« des Menschen, also der Hermeneutik (s. u.).

Das Individuelle (lat. indivisa, ungeteilt) vor dem Verallgemeinerten (Normierten/Operationalisierten) (Subjektivismus)

Der Begriff »Subjektivismus« als Bezeichnung für den »Betrachtungsfokus Einzelmensch«, stellt keine philosophische Entität dar und entwickelte sich bereits in vorsokratischer Zeit. Er zieht sich durch die Philosophiegeschichte, mündet über Kant in moderne Erkenntnistheorien ein und findet sich auch in einigen Formen des Skeptizismus wieder. Beginnend mit Jung bis hin zur modernsten analytischen Therapietheorie ist deutlich: Analytische Psychologie rückt den »einzelnen Menschen selber ins Zentrum des Blick-

feldes« (v. Franz, 2001, S. 17). Sie besteht auf der Einmaligkeit des Individuums wie auf der Singularität der therapeutischen Begegnung und bis heute versuchen Jungianer, »das Individuelle gegen das Normierte [zu] verteidigen« (Drewermann, 1995, S. 5). Diese Einzigartigkeit meint im Übrigen Patienten *und* Therapeuten. Und so fragen wir eben nicht, wie etwa in der Verhaltenstherapie, was den Menschen mit einer bestimmten Gruppe gleich macht, sondern immer und immer wieder, wie er sich vom Kollektiven differenziert, was ihn und seine Beziehungen von denen aller anderer Menschen unterscheiden könnte. Diese Tatsache ist wohl der mächtigste Einwand gegen die Illusion einer Positivisierung der Analytischen Psychologie bzw. die Hoffnung auf die Möglichkeit nomothetischer Forschung, setzen diese doch unabdingbar sogenannte »harte Daten« voraus. Unsere Daten aber sind »weich«, da sie weder objektivierbar noch wiederholbar sind, wollen wir die Zentralausagen etwa des Intersubjektivismus auch nur ansatzweise gelten lassen. Wir Analytische Psychologen bewegen uns wissenschaftstheoretisch »am anderen Ende der Härteskala«, da wir »die unzuverlässigsten Daten liefern, aus einer einzigen Handlung, die am Ende des Spektrums auch noch sehr komplex ist« (Balzer, 2009, S. 167). Die Anwendung statistischer Methoden etwa auf dem Gebiet der Analytischen Psychologie würde so tun, als wären unsere weichen Daten hart. Nebenbei führen bekannte Jungianer auch ethische Argumente gegen die Verallgemeinerung des konkret als Patient vor uns sitzenden Menschen ein. So meint etwa Giegerich (1999), dass aus ethischen Gründen der (natur-) wissenschaftliche Denkduktus mit Psychotherapie nicht vereinbar ist. »Er ist letzten Endes ein Angriff auf die Menschenwürde.« (S. 22) »Warum? Naturwissenschaftlich fundierte Psychotherapie reduziert den leidenden Menschen auf eine logische und ontologische Bekanntheit und legt ihn damit fest.« (ebd., S. 23)

Die heutige aktuelle Psychotherapietheorie betont im Einklang mit zentralen jungianischen, aus der Alchemie abgeleiteten therapeutischen Beziehungstheorien und im logischen Anschluss an grundlegende Aspekte der Subjektivitätskonzeption auch die einmalige und jeweils einzigartige Verwobenheit von Patient und Therapeut und deren gemeinsame Konstruktion von Wahrheit (z. B. Otscheret/Braun 2005). Im forscherschen Kontext der Wissensgewinnung entspricht dem eine idiographische und »kontextualistische Wissenstheorie«, die davon ausgeht, dass »der Wahrheitswert eines Satzes [...] von der Situation desjenigen abhängt, der diesen Satz äußert« (Ernst, 2010, S. 123). In Jung'scher Perspektive setzt sich diese Situation im Forschungskontext durch die innere Lage des Forschers sowie des Patienten und drittens deren Beziehung zueinander zusammen, »spannt doch die Jungsche Methode bewusst den Bogen zum Subjekt, reflektiert

auf den Beobachter, Wissenschaftler, Forscher, Leser, will also sagen: die herkömmlichen Kriterien des Subjekt-Objekt-Dualismus sind in ihr bereits überwunden und in eine andere Art und Weise des Dialogs integriert. Dass dies nicht selten den Unmut überholter Wissenschaftsdiskurse auslöst, ist verständlich.« (Frietsch, 2006, S. 11)

All diese Faktoren sind also bei jedem Forschungsschritt zu reflektieren. Eine vom Kontext unabhängige Forschung, wie ihn die objektivistischen Forschungsmethodologien stillschweigend postulieren, muss aus dieser Sicht zurückgewiesen werden. Im Jungianischen Forschungskontext war immer klar: Einzubeziehen sind stets auch »die mentalen und sonstigen psychologischen Voraussetzungen des Forschers« (v. Franz, 2001, S. 14). Moderne hermeneutische Forschungsmethodologien betonen diesen Aspekt der Interdependenz zwischen Forscher und Beforschten und deren gegenseitigen Einfluss aufeinander. So weisen etwa »die avanciertesten Theorien des Verstehens, allen voran der Interpretationismus [...] darauf hin, dass gelingendes Verstehen eine große Zahl geteilter, für wahr gehaltender Meinungen und identische elementare Rationalitätsstandards von Interpretenden und Interpretierten voraussetzt« und »diese transhistorische Gemeinsamkeit [...] mit [...] der wissenschaftliche(n) Rationalität unvereinbar« ist (Detel, 2008, S. 142).

Die Skepsis gegenüber der Theorie (Phänomenologie)

Phänomenologie besteht auf ein unvoreingenommenes Betrachten des unmittelbar Gegebenen und stellt in gewissem Sinne die Gegenposition zu nomologisch orientierten Erkenntnisversuchen dar. Sowohl Freud als auch Jung wiesen an zentralen Stellen ihrer Methodendarstellungen auf die unumgängliche Notwendigkeit einer phänomenologischen Sichtweise hin, Jung hatte zu maßgeblichen Vertretern phänomenologischer Denkschulen, wie etwa zu Martin Buber persönlichen Kontakt. Theoretisches Denken kommt unter dieser Perspektive weit nach der möglichst voraussetzungslosen und jedem Einzelnen seine Sicht belassenden phänomenologischen Betrachtung, wenn es denn überhaupt notwendig ist, denn manches Mal sind Theorien gar »das Allerverheerendste« (Jung zit. n. Jacoby, 2010, S. IX). Zu dieser Theorieskepsis passt die ebenfalls bereits von Jung verlangte Bescheidenheit bezüglich des Erklären-Wollens und die Anerkennung »geheimnisvolle[r], letztlich unfassbare[r] Zusammenhänge« (Kast, 2006, S. 36). Auch moderne empirische Studien weisen übrigens immer wieder auf schwer erklärbare und theoretisch nicht zu fassende Phänomene im Umfeld psychoanalytischen Handelns hin (vgl. z. B. Cohen et al., 2011,

die die im Vergleich zu anderen Psychotherapeuten bei Psychoanalytikern vorhandene Fähigkeit, Kindheitstraumata intuitiv zu »erspüren«, feststellen) und auch in der akademisch-psychologischen Forschung wird die positivistische Herangehensweise an Bereiche wie Sterbeerfahrung oder Spiritualität (z. B. Bucher, 2007) äußerst kontrovers diskutiert. Beispielhaft seien die aus der Jungianischen Theoriewelt stammenden dazu passenden Konzepte von Induktion, »psychischer Ansteckung« oder »participation mystique«, genannt, die heute oft unter den Begriff der projektiven Identifizierung gefasst werden und wohl eher im Phänomenologischen als im kausal Erklärenden anzusiedeln sind. Mit Nietzsche erkennt die Analytische Psychologie den Menschen als das »nicht festhaltbare Wesen« an (1973) und legt sich damit eine forschersische Selbstbeschränkung auf, die in akademisch-psychologischen Kreisen unbekannt ist.

Der Vollständigkeit halber sei angefügt: Jung benutzte den Begriff »Phänomenologie« zwar recht häufig, in den allermeisten Fällen jedoch im Sinne von »Darstellung der mit einem bestimmten Sachverhalt verbundenen Phänomene« (z. B. »Allgemeine Phänomenologie« (1936, GW Bd. 8, § 235ff.) und nicht im Sinne der Phänomenologie als philosophischem Teilgebiet.

Das Bemühen um das Verstehen (Hermeneutik)

Jung bezieht sich auf den Hermeneutikbegriff vor allem innerhalb seiner Symboltheorie als Bezeichnung »einer früher vielfach geübten Kunst [...] der durch das Symbol gegebenen Analogie weitere Analogien anzureihen« (1916, GW Bd. 7, § 493). Psychoanalyse als Interpretations- und Verstehenskunst ist eine gängige Definition: »Die Psychoanalyse tritt zunächst nur als eine besondere Form der Interpretation auf, sie liefert theoretische Gesichtspunkte und technische Regeln für eine Deutung von symbolischen Zusammenhängen« (Habermas, 1973, S. 263). Moderne, aus der Sozialwissenschaft stammende Hermeneutikentwürfe gehen über diese am Symbolverständnis orientierten klassisch-analytischen Sichtweisen weit hinaus. Mit Heideggers »existenzieller Radikalisierung des Verstehens« (M. Jung, 2001, S. 104) wird deutlich, dass aus einer phänomenologischen Perspektive notwendigerweise Hermeneutik erwächst. Diese steht daher im Zentrum psychologischer Wissenschaft. Ihr geht die Phänomenologie als Betrachtungsweise voraus, dialektische (s. u.) Forschung kann ihr unter Umständen nachfolgen (vgl. z. B. Fischer, 2007). Wie bei Heidegger in dessen Philosophie, so wird auch bei Jung aus einer stetigen Bevorzugung hermeneutischer Erkenntnisgewinnung im Laufe der Zeit eine »hermeneutische Psychologie«, d. h., nicht *nur* die Methoden sind hermeneutisch, diese aber

natürlich erst recht. Dabei ist, trotz aller Affinität zu Heidegger, bei genauerer Betrachtung die Hermeneutik der Analytischen Psychologie nicht einer einzelnen philosophisch-hermeneutischen Grundrichtung zuzuordnen, sondern spannt sich ausgehend bereits von alchemistischen Vorläufern, über diese hinweg und nutzt deren Erkenntnisse eklektisch.

Das Teleologisch-Prospektive vor dem Kausalen (Finalität)

»Der Primat des Werdens vor dem Sein [...] der für dialektisches Denken charakteristisch ist« (Fischer, 2007, S. 149) macht eine Erweiterung der hermeneutischen Sicht »nach vorne« möglich und kommt dem Jungianischen Zentralbegriff der Finalität entgegen. Rekuriert wird hierbei meist auf Sartres Einlassungen zur biographischen Forschung und seinen Ansatz der progressiv-regressiven Analyse (z. B. Sartre, 1939/1994), wobei er dem progressiven Ansatz das Attribut einer »reinen Phänomenologie« zuordnet (ebd., z. B. S. 324; vgl. auch Smith, 2007). Jung selbst bezeichnet sein Vorgehen als ein »dialektisches Verfahren« (1935, GW Bd. 16, § 11) bzw. eine »Dialektische Methode« (Jung, 1972/1990, Briefe Bd. III, S. 246). Einmal meint er damit das Verhältnis Therapeut – Patient, ein anderes Mal das Verhältnis bewusst – unbewusst und dehnt damit den in der Philosophie gängigen Dialektikbegriff ins konkret Therapeutische aus. Trotzdem ist auch in Jungs Dialektikbegriff das nach vorne Gerichtete deutlich zu erkennen, wenn er auch die dialektische Spannung nicht aufrechterhält, sondern in seinem Konzept der *conjunctio* aufzuheben versucht (z. B. Lesmeister 2009). Hermeneutik kann also als die vielleicht einzige Wissenschaftsgrundlage zur sorgfältigen Erforschung finalen Seins gelten, und ihre »schroffe Ablehnung kausaler Erklärungen in menschlichen Dingen hat nicht wenig dazu beigetragen, den Graben zwischen hermeneutischen Geistes- und gesetzesorientierten Naturwissenschaften zu vertiefen« (M. Jung, 2001, S. 69).

Das Innen vor dem Außen (Innerlichkeit)

Die Innenperspektive im Jungianischen ist zu unterscheiden von sogenannten »Introspektiven Forschungsansätzen« der allgemeinen oder experimentellen akademischen Psychologie, wo es hauptsächlich um Kognitionen, selten auch um »innere Bilder« geht. Vielmehr steht sie in der Tradition einer mindestens auf Augustinus zurückführbaren »Philosophie der Innerlichkeit«, aber auch von Mystik und Gnosis. Die von Jung gemeinte und von Corbin (z. B. 1998) verdeutlichte Innenschau legt den Fokus der Psychologie auf einen zunächst unbewussten »objektiven« und »intermediären Raum« zwischen den sensorischen Eindrücken einerseits und deren intellektuell-konzeptio-

neller Verarbeitung andererseits. Dieser Zwischenraum, der als der eigentliche Seelenraum aufgefasst wird und von Corbin (z. B. 1964/1972) mit dem Begriff *mundus imaginalis* bezeichnet wurde, ist das eigentliche Feld analytischer Psychotherapie und Psychologie. Dieses Kriterium, der der Introversion zugeneigte Charakter der Analytischen Psychologie, ist eine echte Herausforderung für Entwickler wissenschaftlicher Methodik. Wie kann Innerpsychisches zum Gegenstand wissenschaftlicher Reflexion werden, nachdem doch die Passung zwischen diesem »Erkenntnisgegenstand« und den üblichen Methoden des Messens gleich Null ist und der Beobachter das Beobachtete zwangsläufig verändert (s. o.)? Das seelische Innenleben des Menschen ist eben nicht ein Reich der Metrik, ja man könnte ketzerisch sogar im Umkehrschluss behaupten: Das, was gemessen werden kann, ist nicht das Seelische. Es stellt sich also in der erkenntnistheoretisch reflektierten Psychotherapieforschung auf dem Gebiet der Analytischen Psychologie nicht die Frage, wie gut die durch Messung egal welcher Art festgestellte Veränderung durch eine Jungianischen Psychotherapie sei, sondern ob überhaupt eine für die erkenntnistheoretischen Grundannahmen der Analytischen Psychologie konstituierende (innere) Veränderung einer Messung zugänglich sein kann. Forschungsmethodisch heißt das: Innere Vorgänge müssen mit ebendiesen Vorgängen entsprechenden Mitteln erforscht werden und können nicht oder allenfalls eingeschränkt von außen betrachtet werden. Verhaltensbeobachtungen, Interviews oder Fragebögen bilden also keine inneren Angelegenheiten ab, sondern allenfalls deren projektive Sichtbarkeiten. »Die psychische Realität ist eine besondere Existenzform, welche mit der materiellen Realität nicht verwechselt werden soll«, so bereits Freud in der »Traumdeutung« (1900/1982, S. 587).

Die dem Jungianischen angemessene Forschungsmethode muss also versuchen, den Innenraum des zu beforschenden Subjekts zu betreten. Dies geschieht im Allgemeinen durch die Öffnung des eigenen Innenraums auf den des anderen hin. »Seelisches Erleben hat die Eigenart, nur von anderem seelischen Erleben erfasst werden zu können.« (Hell, 2006, S. 8) Jungs Aufforderungen, unvoreingenommen, offen und intuitiv dem Patienten zu begegnen, dem Unbewussten die Möglichkeit zur »Präsenz« zu geben, hat hier seine Entsprechung im Forscherischen.

Damit kommen wir zurück zu einer erkenntnistheoretisch relevanten Setzung, dem Intersubjektiven, das eben nicht nur im therapeutischen, sondern auch im forscherschen Raum Geltung hat. Forschung, und das wird vor allem bei den hermeneutischen Methoden in eindrücklicher Weise deutlich, ist ebenso »gegenseitige Veränderung« wie Therapie. Der Forschungsprozess verändert Forscher und Beforschte und ist immer auch Selbsterfor-

schung des Forschers! Diese Überlegungen führen uns direkt zum nächsten erkenntnistheoretischen Essential der Analytischen Psychologie, der Wertschätzung des (inneren) Bildes.

Das Bild vor der Sprache (Imaginology)

Spätestens mit Kant gehen Überlegungen zu Vorstellung, Einbildung, Imagination etc. in die Erkenntnistheorie ein. Bezogen wird sich zunächst auf die Natur der gewonnenen Daten, die einem weiteren wissenschaftlichen Prozess ausgesetzt werden können. Positivistisch gewonnene und überprüfbare Wissensbestände werden notwendigerweise in wörtlicher Sprache ausgedrückt, und das logische Bemühen um die richtigen Wörter zur Formulierung einer Theorie durchzieht die Wissenschaftstheorie (Balzer, 2009). Die Analytische Psychologie hingegen arbeitet in ihren theoretischen und vor allem auch praktisch-therapeutischen Bereichen zunächst mit dem Bild (»[...] an imaginal psychology«, Adams, 2008, S. 225), das erst in zweiter Linie, und dann schon einer Bearbeitung unterzogen, zur wörtlichen Sprache wird, »Epistrophe« (griech: *epistrephein*, umwenden), »Rückführung von Erscheinungen zu ihrem imaginalen Hintergrund [...] Rückführung durch Entsprechung, Ebenbildlichkeit« (Hillman, 1983, S. 11) ist hier als erkenntnistheoretische Grundlage ebenso zu nennen wie die »Interiorisation« Henry Corbins (z. B. 1957) und Gershom Scholems (z. B. 1973), die beide gleichermaßen die Imagination an den Anfang jeglicher Erkenntnis stellen. Beide waren übrigens Vortragende auf den von Jung maßgeblich mitgestalteten Eranos-Tagungen, die im Hinblick auf die Wissenschaftsentwicklung der Analytischen Psychologie ein noch lange nicht ausgeschöpftes Potential bieten (vgl. Haki, 2001).

Im Imaginalen, das Corbin (z. B. 1964/1972) vehement vom profanen Imaginären abgrenzt, findet der Jung'sche Psychotherapeut wie auch der Forscher den »Gegenstand« seiner Bemühungen, den »Seelenraum« vor.

Aus einer Psychologie des Bildes eine exakte Verwörterung abzuleiten, ist eine epistemologische Unzulässigkeit, steht doch fest, »dass die Begriffe der materiellen und die der rein geistigen Welt zwar total verschieden sind, so dass streng genommen keiner unsere Begriffe auf die geistige Welt wirklich zutrifft, dass aber dennoch vergleichbare Elemente da sind, so dass wir also mit entsprechender Vorsicht dennoch gültige Aussagen machen können« (Berger, 2010, S. 12): Anders ausgedrückt: »Die Elemente der Imagination sind anders als die Elemente der Wissenschaft, polyvalent« (Hillman, 1983, S. 117), und es braucht ein geduldiges Erfassen des Bildes durch die Sprache mit der Anerkennung ihrer Unzulänglichkeit. Jungs Interesse

z. B. für Vertreter von Kultursystemen, deren Sprache die Darstellung des Bildhaften weit mehr erlaubt als die abendländischen (etwa Henri Corbin für die Arabistik oder Richard Willhelm für die Sinologie) zeigt u. a. seine Unzufriedenheit mit den darstellerischen Möglichkeiten unserer Wortsysteme auf dem Gebiet des primär Bildhaften Inneren und Transzendenten. Corbin (1960) entwickelte dann unter großem Beifall Jungs die Heideggersche Hermeneutik zu einer Wissenschaft des inneren Bildes weiter.

Bei dieser umfassenden und recht heterogenen Aufzählung erkenntnistheoretischer Basisvariablen der Analytischen Psychologie ist zu beachten, dass die aufgeführten Denksysteme nicht als scharf voneinander getrennt gedacht werden dürfen und auch widersprüchliche Anteile aufweisen (dies gilt übrigens auch für die erkenntnistheoretischen Felder des wissenschaftlichen Mainstreams, wo sich z. B. positivistisch/deduktives vs. statistisch/induktives Forschen diametral gegenüberstehen). Es gibt viele Überschneidungen und Gemeinsamkeiten innerhalb dieser Kategorien, sie gehören aber, trotz aller Unterschiedlichkeit, wohl einer gemeinsamen erkenntnistheoretischen »Spezies« an, welche ihrerseits wieder in einem spannungsgeladenen Verhältnis etwa zu einzelnen existenzialistischen Philosophien stehen können, denen sich durchaus auch manche Jungianische Theoriebausteine nahe fühlen könnten. Die erkenntnistheoretischen Begriffe werden allerdings in den Konzepten der Analytischen Psychologie nicht in ihren philosophisch-grundlegenden Bedeutungen, sondern oft nur in ihren methodologischen Ausarbeitungen genutzt. Dies führt zu Begriffsverwirrungen und wie oben dargestellt zur Anwendung von Erkenntnismethoden, die der zugrundeliegenden Erkenntnistheorie nicht entsprechen.

Konsequenzen für die Forschung

Der Frankfurter Philosoph Wilhelm Weischedel (1997) fordert – ganz in jungianischer Manier – den Menschen zu einem Grundentschluss auf, »das zu sein, was man ist« und »im Moment der Konsequenz [...] das, was er denkt, auch tatsächlich in seinem Leben zu verwirklichen« (S. 182): Was bedeutet dies für die Auswahl der Forschungsmethoden in der Analytischen Psychologie? Wir haben Jungs Hoffnung, »[...] dass sich die Psychologie der Persönlichkeit aus dem allzu engen Rahmen der [...] materialistisch-rationalistischen Voraussetzung [...] befreit hat« (1933, GW 18/2, § 1727). Dargestellt wurde der Kanon der der Analytischen Psychologie zugrundeliegenden Erkenntnistheorien. Die Antinomie zwischen positivistischer und vorwiegend skeptischer Erkenntnistheorie fordert nun also eine Stellungnahme vom

Jungianischen Forscher. Dazu sind zwei Lösungsmöglichkeiten aufzuzeigen
1. Die beiden gegensätzlichen und »maximal inkompatiblen« (Frick, 2009, S. 12) Auffassungen adäquater Erkenntnis sind eventuell, ganz in Jung'scher Tradition im Rahmen einer Bipolarität auffassbar. Die Forschungsmöglichkeiten der Analytischen Psychologie stellen hierbei das notwendige Gegenstück zur nahezu absolut gesetzten empiristisch-positivistischen Ansicht dar und haben im Gesamt des psychologisch-psychotherapeutischen Wissenschaftsbetriebs genau hier ihren Platz und ihre Funktion.
2. Die Möglichkeit wäre zu erörtern, ob es sich bei der Analytischen Psychologie wissenschaftstheoretisch gesprochen um ein »Theorie-Holon« (Balzer et al., 1987) handeln könnte, einer bestimmten Ansammlung von Theorien also, die miteinander in Verbindung und Beziehung stehen, die ausreichend sind, um sie unter ein gemeinsames Dach zusammenzufassen. Damit wären die beiden dargestellten Erkenntnispole *innerhalb* der Analytischen Psychologie als komplementär und damit gleichwertig zu betrachten.

Wie man es auch sehen mag: Die Analytische Psychologie und ihre Anwendungen (hier die Psychotherapie) sind auch auf ihre positivierbaren Aspekte zu untersuchen. Die Grundlagen der Analytischen Psychologie entziehen sich allerdings wie gezeigt, z. B. in ihrem Transzendenzbezug, größtenteils objektiverer und operationalisierender Betrachtung. Innerhalb des Bereichs der Psychotherapie sind aber einzelne Felder auszumachen, die mithilfe des positivistisch-empiristischen Methodenkanons beforschbar sind. So macht schon Jung immer wieder einen Unterschied zwischen von ihm sogenannten »zweckrationalen Beeinflussungen« des Patienten (heute: symptomspezifisches Vorgehen) und dem von ihm als eigentliche Aufgaben des Analytischen betrachteten Bemühen des Therapeuten, dem Patienten – durch die Entwicklung der transzendenten Funktion – zu helfen zu werden, »was er eigentlich ist« (1935, GW 16, § 11). Auf erstere dürfen und sollen dann durchaus die entsprechenden, etwa aus dem Empirismus abgeleiteten statistischen Methoden angewandt werden. Wichtig ist allerdings, den dabei erzielten Erkenntnisgewinn zu relativieren. Er sagt wenig über die Analytische Psychologie als solche aus. Es sei jedem Einzelnen freigestellt, ob der zu erzielende Erkenntnisgewinn den Aufwand etwa als »Rechtfertigungs- oder Auftragsforschung« oder aus einem »Legitimierungszwang« (Höfeld, 1996, S. 140f.) heraus, wert sei.

Was bedeutet nun die Zuordnung der Analytischen Psychologie zu den oben genannten Varianten der Epistemologie konkret forschungspraktisch, wie könnten »Analytisch-Psychologische Forschungsmethoden« konkret aussehen? Sicher unmöglich wäre es, hieraus eine objektivierende, allgemeingültige Gesetze aufstellende Forschungsstrategie abzuleiten. Vielmehr

tut es Not, die mit den erkenntnistheoretischen Positionen der Analytischen Psychologie in Einklang stehenden wissenschaftlichen (!) Methoden darzulegen. Zwei Quellen haben wir zur Verfügung, um nach Forschungsmethoden zu fahnden, die sich zur Jungianischen Gruppierung erkenntnistheoretischer Essentials gesellen: Dies ist zum einen die etablierte, heute aber in der Psychologie und Medizin weitgehend ignorierte Tradition hermeneutischer Forschung in ihren unterschiedlichen Ausformungen, zum anderen sind dies einige aus den Kreisen der Analytischen Psychologie selbst entwickelte Vorschläge einer Nutzung des diese konstituierenden Imaginativen. Für beide soll nun ein Beispiel angeführt werden.

Um die vorgelegten Forschungsmethoden von der Anrühigkeit, willkürlich oder banal zu sein zu schützen, rekrutieren viele Autoren (z. B. Fischer, 2007) auf Umberto Ecos Kriterien von »Wissenschaftlichkeit«, mit denen auch Jungianische Forscher umzugehen haben: Nötig ist danach 1. »Ein erkennbarer Gegenstand, der so genau umrissen ist, dass er auch für Dritte erkennbar ist.« 2. Es muss Neues oder Bekanntes »aus einem neuen Blickwinkel« gesagt werden. 3. Ein Nutzen »für andere« muss erkennbar sein, sowie 4. die »Untersuchung muß jene Angaben enthalten, die es ermöglichen nachzuprüfen, ob ihre Hypothesen falsch oder richtig sind« (Eco, 2010, S. 40ff.). Wichtig ist bei der Wissenschaftsdiskussion die genaue Reflexion vor allem des Falsifizierbarkeitskriteriums. Dies ist mit qualitativen, etwa hermeneutischen Forschungsmethoden durchaus zu leisten, es kommt aber meist nicht unbedingt darauf an, wie der Rekurs auf die für die Analytische Psychologie relevanten Erkenntnistheorien gezeigt hat. Ebenso sind die Gütekriterien, die diese Forschung dann als »wissenschaftlich« ausweisen, nicht streng an das Falsifizierbarkeitskriterium gebunden (s. u.), und es ist durchaus möglich, dass mehrere, vielleicht sehr verschiedene, »richtige« Theorien nebeneinander Bestand haben können.

Tiefenhermeneutische Forschungsmethoden

Fischer (2007) weist in auch für die psychotherapeutische Anwendung der Analytischen Psychologie relevanten Schritten die eindeutige Vormachtstellung der systematischen Einzelfallstudie für den psychotherapiewissenschaftlichen Forschungssektor nach. Sie geht vom »Aufheben des Allgemeinen im Einzelnen« und dem Begriff des »Besonderen« aus (S. 136f.), der dem Kriterium der Einzigartigkeit (s. o.) im Jung'schen Kontext gerecht wird. Dass eine systematische Einzelfallstudie aber eben nicht eine Erzählung einer Fallgeschichte ist, beweisen die vielen, vor allem systematischen hermeneutischen Methoden, an Einzelfälle heranzugehen. Diese können als

elaborierte Methoden verstanden werden, das Allgemeine im Besonderen sichtbar zu machen bzw. das Besondere nutzbar für das Allgemeine darzustellen. Das hermeneutische Verstehen kann dabei dargestellt werden als »das Spiegelbild des Sich-Ausdrückens. Es arbeitet sich vom Symbol zu der gelebten Erfahrung zurück.« (M. Jung, 2001, S. 86) Als für den Jungianischen Bereich ausgewiesen geeignet erscheinen hierbei die Objektive Hermeneutik (Oevermann, 1993), aber auch und vor allem die Tiefenhermeneutik, kann sie doch dem Unbewussten als dem zentralen Gegenstand aller psychoanalytischer Überlegung am meisten gerecht werden: »Unter der Vorannahme, dass die Sprachfiguren des Patienten einen verborgenen Sinn haben, ist das Verstehen von vorneherein auf die sprachlichen Elemente gerichtet, die Träger solcher unbewussten und verdrängten Bedeutungen sein könnten.« (Leithäuser/Volmerg, 1979, S. 165) Die verstehende Interpretation folgt der Linie vom »logisches Verstehen« (»Worüber wird gesprochen?«) über »psychologisches Verstehen« (»Wie wird miteinander gesprochen?«) und »szenisches Verstehen« (»Wie wird worüber gesprochen?«) hin zum »tiefenhermeneutischen Verstehen« (»Warum wird worüber wie gesprochen?«) (Leithäuser/Volmerg, 1988, S. 257), das sich allerdings in der »Reinform« der Tiefenhermeneutik Lorenzers et al. (z. B. 1977) für Jung'sche Begriffe zu stark an den deutlich werdenden »Abwehrfiguren« im Text ausrichtet (Volmerg, 1980) und für den Zusammenhang der Analytischen Psychologie einer Erweiterung bedarf. Die Subjektorientierung erfordert manchmal gar die Forschungsmethode dem einzelnen vor uns sitzenden Menschen entsprechend anzupassen bzw. zu entwickeln.

Dass es sich bei diesen Formen der Forschung nicht um Willkür handelt, zeigt auch ein Blick auf die Gütekriterien wissenschaftlicher Hermeneutik (z. B. Vogel, 1994). Im Gegensatz zum positivistischen Erkenntnisparadigma finden wir hier nicht Objektivität und Reliabilität, sondern Kommunizierbarkeit, Nachvollziehbarkeit, Suffizienz, Gegenstandsangemessenheit sowie Triangulation. Letzteres meint, »für die Fragestellung unterschiedliche Lösungswege zu entwerfen und die Ergebnisse zu vergleichen« (Mayring, 1990, S. 106).

Diese Kriterien können und sollten auch auf die im Folgenden dargestellten imaginologischen Forschungsstränge Anwendung finden und schließen so auch diese an die allgemein akzeptierte Eco'sche Definition von Wissenschaftlichkeit (s. o.) an.

Imaginative Hermeneutik

Ausgehend von Jungs Hochachtung vor der »schöpferische Betätigung der Einbildungskraft« (1929, GW Bd. 16, § 98), ein Begriff, den Jung wohl von Kant übernahm, schätzen Jungianische Praktiker den therapeutischen Erkenntniswert des Imaginativen sehr hoch, denn »[i]n unseren Imaginationen bildet sich unsere Seele mit ihren Wünschen, ihren Ängste, ihren Sehnsüchten und ihren schöpferischen Möglichkeiten ab« (Kast, 2003, S. 11). Jung ging 1929 in einem Brief sogar soweit zu behaupten, »dass schöpferische Einbildungskraft das uns einzig zugängliche Urphänomen ist, der eigentliche seelische Wesensgrund, die einzige unmittelbare Wirklichkeit. [...] Alle anderen Wirklichkeiten sind daraus abgeleitet und indirekt erschlossen [...]« (Briefe, Bd. I, S. 86). Vor allem für die wissenschaftliche Betrachtung der »transpersonalen Hypothesen« des Jungianischen ist die imaginative Forschungsmethode wohl unverzichtbar. Sie steht in der psychologischen Wissenschaftsgeschichte in direkter Tradition der introspektiven Verfahren früher Experimentalpsychologen, entwickelt diese aber maßgeblich fort. Jungianische Analytiker, und hier vor allem Vertreter der »Archetypischen Psychologie« forcieren die Nutzung der Jung'schen »Einbildungskraft«, der Imagination, nicht nur zu therapeutischen, sondern auch zu forscherschen Zwecken. In diesem Abschnitt soll es darum gehen, diese Art der Erkenntnisgewinnung auch der systematischen wissenschaftlichen Forschung zugänglich zu machen (in anderen akademisch-psychologischen Bereichen, etwa der Religionspsychologie ist der forschersche Umgang mit Imagination im Übrigen bereits etabliert, vgl. z. B. Gins, 1992).

Um eine der Bildausgerichtetheit der Analytischen Psychologie spezifisch entsprechende Forschungsmethode im Sinne einer »Imaginativen Hermeneutik« zu entwickeln, kann auf mehrere Autoren im Umfeld Jungs verwiesen werden, die dazu erste Ansätze in ihrem jeweiligen Fachgebiet entwickelten und Jungs Arbeit mit Imaginationen fortsetzten. Der von Hillman für seine »Psychologie des Bildes« benutzte, bereits genannte Begriff der »Epistrophie oder das Zurück mit Hilfe von Ebenbildlichkeit« (1983, S. 11f.) gibt bereits Hinweise für die konkrete Ausfaltung dieser ur-Jungianischen Forschungsmethode. Er geht dabei über eventuelle »diagnostische« Zuordnungen von Aufbau, Struktur und Inhalt der Imaginationen (vgl. z. B. Mercurio, 2009) weit hinaus. Wie Hillman 1999 anhand seiner Arbeit über Traumtiere darlegt, meint er nicht eine Deutung auf irgendeiner Symbolebene, sondern die ausführliche »psychologische und imaginative Belebung des Bildes« (S. 34). Es geht eben nicht um die Suche nach einer feststehenden Bedeutung, sei sie nun archetypisch oder persönlich, sondern ganz im

Phänomenologischen bleibt diese Methode bei dem, was das Bild ist. Der Forscher wird darum »Fragen« an das Bild »stellen«, es »anschauen«, das, was es sagt, »wiedergeben, um zu versuchen, die metaphorische Bedeutung des Bildes herauszuschälen« (S. 44). In der »Auswertung« greift die imaginative Hermeneutik auf die scholastische *analogia entis* zurück, um innen Erfahrenes in kommunizierbares Äußeres (z. B. mittels Metaphern oder Symboldarstellungen) zu übersetzen. Sowohl die Betrachtung des Bildes durch den Forscher wie auch der Prozess dieser Schau sind also Gegenstand derartiger Forschung.

Henri Corbin weist uns darauf hin, dass der imaginative Raum der eigentliche Seelenraum sei, der zwischen der Welt der sinnlichen Wahrnehmungen und der der Konzepte und Ideen stehe. Verena Kast kommt dem sehr nahe, wenn sie sagt: »In der Imagination wird aber auch erlebte Wirklichkeit zu einem Symbol, sie wird gleichsam zu einem Mittelpunkt zwischen konkret erlebter Wirklichkeit und der Verbindung zu unserem psychischen Hintergrund.« (Kast, 2003, S. 11) Der New Yorker Analytiker Adams (2008) benutzt den Ausdruck »imaginology«, um die phänomenologische Methode zu beschreiben, in diesen Seelenraum vorzudringen. Anzufügen ist für den wissenschaftlichen Kontext: Auch hier haben wir ein gemeinsames Unterfangen von Forscher und »Beforschtem« vor uns; beide bewegen sich im imaginalen Raum und beziehen ihre Bilder in einem hermeneutischen Prozess aufeinander. Es entsteht ein dialogisches Verhältnis der Bilder beider, das in der Kommunikation an Dritte dann aber schon wieder eine Verarbeitung erfährt (hier könnte im Übrigen auch der Anschluss an eine Erforschung der intrapsychischen und intersubjektiven »Traumlanschaft« mittels einer imaginativen Hermeneutik anschließen). Adams beschreibt dann die beiden weiteren »Verarbeitungsmöglichkeiten« des erlebten »Bildmaterials«. Während Jung folgend das konkrete Bild in übergeordnete Konzepte aufgehen soll (erinnert wird man hierbei an die Typenbildung vieler qualitativer Forschungsansätze), schlägt er, Hillman folgend, vor, beim konkreten Bild zu verweilen: »Jung is what I call a conceptual essentialist. He privileges the concept over the image. [...] I am what I call a imaginal essentialist. I maintain the images have essence« (»Jung ist, was ich einen konzeptuellen Essentialisten nenne. Er zieht das Konzept dem Bild vor [...] Ich nenne mich einen imaginalen Essentialisten. Ich beharre darauf, dass die Bilder einen inneren Sinn haben«; Adams, 2008, S. 229, Üb. E. A.). Ohne dies genauer auszuführen, gibt er mit seinem Statement: »Concepts are generalisations, images are particulations« (»Konzepte sind Generalisierungen, Bilder sind Besonderheiten«; ebd., S. 230, Üb. E. A.) aber den Weg frei für eine wissenschaftliche »Kombimethode« einer imaginalen Hermeneutik, die dann

auch den oben genannten Gütekriterien einer wissenschaftlichen hermeneutischen Methode entspricht.

Konsequenzen für die therapeutische Praxis

Anhand des bisher Gesagten ist es ein konsequenter Schritt, eine therapeutische Praxeologie der Analytischen Psychologen ebenfalls auf der Grundlage der philosophischen Erkenntnistheorie zu entwickeln. »Was zu tun und zu erleiden [...], nach dem Wesen und nach dem Grunde zu fragen, ist [...] bis heute das zentrale philosophische Anliegen.« (Weischedel, 2011, S. 14f.) Ist nicht genau dies das Anliegen auch unserer Psychotherapie? Jung selbst stand der Philosophie als grundlegende Disziplin psychologischen Denkens und Arbeitens ambivalent gegenüber. Er, der »häufig [ein] Philosoph [...] genannt« (1939, GW Bd. 11, § 2) wurde, meinte, dass er »der Philosophie nicht wenig verdanke und [...] die strenge Schulung durch ihre denkerische Methode überaus wertvolle Dienste geleistet hat«, Philosophie also durchaus als Grundlage seines psychologischen Herankehens zu sehen ist. Andererseits befürchtet er, seinen empirischen und phänomenologisch-»voraussetzungslosen« Standpunkt durch die »ungeheure Fülle von Begriffen und Begriffsmöglichkeiten, welche in der Geschichte der Philosophie wie ein breiter Strom sich einher wälzt« (1935, GW 18/2, § 1730) zu verlieren. In der modernen Psychotherapieliteratur gibt es jedoch, abseits des forschungslogischen Mainstreams, durchaus nicht nur historische, sondern auf die Handlungspraxis bezogene Versuche der Herleitung des Psychotherapeutischen aus dem Philosophischen. Dazu werden zwei Wege beschritten. Zum einen werden bestehende philosophische Systeme als Grundlage psychotherapeutischen Denkens und Tuns herangezogen. Dies ist etwa bei Irvin Yaloms Konzeption der Psychotherapie als »Klinische Philosophie« (2005, S. 44) der Fall, die sich auf die antike Philosophenschule Epikurs sowie auf den europäischen Existenzialismus stützt und daraus ein praxisorientiertes Psychotherapiegebäude entwickelt. »Klinische Philosophie« wendet also philosophische Erkenntnis und Methode im therapeutischen Kontext an. Zweitens gibt es Versuche, Psychotherapie als eigenständige philosophische Disziplin zu entwickeln, allen voran die Idee der Psychotherapie als »eine Art philosophisch orientierter Heilkunde« von Gottfried Fischer (2007, S. 4) mit seiner Orientierung an der philosophischen Logik. Nach der Darstellung der Jungianischen erkenntnistheoretischen Grundlagen soll hier nicht der Anspruch erhoben werden, bei der Gesamtheit der Analytischen Psychologie handele es

sich bereits um ein in sich geschlossenes wissenschaftliches Paradigma im Sinne Kuhns (2003). Eher kommt ihr die »Erweiterung des klassischen Theoriebegriffs zum Begriff der Forschungseinheit nahe, die nicht nur aus empirischen Behauptungen und Theorien besteht, sondern auch aus einer Metaphysik, einer Methodologie und einer Forschungsheuristik.« (Detel, 2008, S. 129) Primär gilt es aber in einem nächsten Schritt, die Grundlagen der Erkenntnisgewinnung innerhalb der Analytischen Psychologie auch als Grundlagen der Erkenntnisgewinnung im psychotherapeutischen Prozess umzusetzen. Die von Jung entwickelten therapeutischen Methoden (z. B. Vogel, 2008) erscheinen hierbei als besonders geeignet, was an dieser Stelle nicht ausführlich hergeleitet werden kann. Klinische Praxis der Analytischen Psychologie meint also zusammenfassend die Anwendung therapeutischer Methoden auf dem Boden der dem Jungianischen zugrundeliegenden Erkenntnistheorien. Nicht die von Freud ursprünglich intendierte Suche nach einer objektiven Wahrheit ist folglich das Ziel, sondern eine »intersubjektive Wahrheit« mit eigenen, aus der qualitativen Forschung ableitbaren »Gütekriterien«. Auch in der Therapie also herrscht als Grundmethode die Hermeneutik als »Aufschlüsseln des latenten Inhalts dessen, was der Analysand gesagt hat«, das »verstehende Begreifen eines äußeren Objektes durch den Verstand« (Reeder, 2005, S. 24) vor; »der Arzt ist so eigentlich ein Hermeneut [...]« (v. Franz, 2001, S. 67).

Fazit

Am Ende seiner vorwiegend an den Ergebnissen der psychologischen Mainstreamforschung orientierten Auflistung von für die Analytische Psychologie bedeutsamen Forschungsergebnissen stellt Roesler (2010) fest, dass Jungs »Beschreibungs- und Erklärungssystem [...] grundsätzlich erkenntnistheoretisch betrachtet denselben Geltungsanspruch erheben kann wie das materialistische positivistische Wissenschaftsmodell« (S. 191). Die vorliegende Arbeit beabsichtigt, für die Analytische Psychologie eine Passung zwischen psychologisch-psychotherapeutischen Forschungsmethoden und der Ihnen entsprechende Erkenntnistheorien anzuregen. Der oft beklagten »empirischen Forschungsmüdigkeit« Analytischer Psychologen, die evtl. auf deren stimmigem Gefühl, hier werde etwas ihnen Fremdes erforscht, beruht, könnte so begegnet werden. Dazu wurde versucht, erste Nachweise für das spezifische Jungianische epistemologische »Sample« zu erbringen und damit der analytischen »Community« Mut zu machen, die höchsteigenen Positionen wieder selbstbewusst zum Ausgangspunkt so-

wohl interner forschender Überlegungen als auch kritischer Diskussion mit etwaigen »Konkurrenten« oder Kritikern zu machen.

Die Entscheidung für eine (Forschungs-)Methode hat auf der Ebene der Erkenntnistheorie zu erfolgen. Sie muss mit der Erkenntnistheorie des Forschungsgegenstands kompatibel sein und deckt sich auf dem Gebiet der Analytischen Psychologie kaum mit der momentan vorherrschenden positivistisch fundierten Forschungsmethodologie. Daraus folgt: Eine wirkliche Anerkennung in der derzeitigen (akademisch-)wissenschaftlichen Gemeinschaft gibt es nicht, solange diese sich z. B. auf die Statistik als Hauptwahrheitskriterium bezieht; die von Haesler (1995, S. 68ff.) mit einem Freud-Wort als »Vereinsamung in der Opposition« gekennzeichnete Situation kann ebenso wie die Anerkennung unterschiedlicher, eventuell komplementärer aber nicht ineinander überführbarer Wissensgebiete nicht vermieden werden. Man muss sich also vor einer Verwechslung der im positivistischen Erkenntnisraum erzeugten Studienergebnisse mit der Überprüfung von »objektiven« Wahrheitsgehalten der Analytischen Psychologie hüten. Es zeigt sich dadurch einmal mehr: »Das Welt- und Menschenbild der Analytischen Psychologie ist bezogen [...] auf Fragen nach dem Wesen des Menschen und des Lebens, die kaum mit den Methoden der modernen Empirie befragt werden können.« (Kast, 2006, S. 35) Analytische Psychologie und ihre psychotherapeutische Anwendung benötigt den selbstbewussten Kampf für die Möglichkeit der eigenständigen philosophisch- geisteswissenschaftlichen Konzeption von Psychologie, Psychotherapie und Forschung, einer Konzeption Analytischer Psychologie als Wissenschaft der Seele, als »ein Gebiet für sich, mit seiner ihm besonderen Eigengesetzlichkeit« (Jung, 1935, GW Bd. 16, § 22).

Literatur

Adams, M. V. (2008): »The Jungian Study of the Imagination«. In: Marlan, S. (Hrsg.): *Archetypal Psychologies. Reflections in Honor of James Hillman*. New Orleans, Spring Journal Books.

Balzer, W. (2009): *Die Wissenschaft und ihre Methoden. Grundsätze der Wissenschaftstheorie*. Freiburg, Karl Alber.

Balzer, W.; Moulines, C. U.; Sneed, J. D. (1987): *An Architectonic for Science. The Structuralis Programm*. Dordrecht, Springer.

Berger, B. (2010): *Ars Moriendi*. Münsterschwarzach, Vier Türme.

Blomeyer, R. (1995): »Effizienzbeweise in der Analytischen Psychologie«. *Analytische Psychologie*, 26/3: 249-251.

- Boutron, I.; Dutton, S.; Ravaud, P.; Altman, D. G. (2010): »Reporting and Interpretation of Randomized Controlled Trials With Statistically Nonsignificant Results for Primary Outcomes«. *JAMA*, 2010, 303(20): 2058-2064.
- Bucher, A. A. (2007): *Psychologie der Spiritualität*. Weinheim, pvu Belz.
- Carrier, M. (2011): *Wissenschaftstheorie zur Einführung*. Hamburg, Junius.
- Cohen, D.; Milman, D.; Venturyera, V.; Falissard, B. (2011): »Psychodynamic Experience Enhances Recognition of Hidden Childhood Trauma«. *PLoS ONE*, Vol. 6, Nr. 4.
- Chalmers, A. F. (1999): *Wege der Wissenschaft. Einführung in die Wissenschaftstheorie*. Berlin, Springer.
- Corbin, H. (1957): »L'interiorisation du sens heremneutique soufie iranienne«. In: Froebe, O. (Hrsg.): *Eranos Jahrbuch*. Zürich, Rhein.
- Corbin, H. (1960): *Avicenna and the Visionary Recital*. Princeton, Bollingen Series.
- Corbin, H. (1964/1972): »Mundus Imaginalis or the Imaginary and the Imaginal«. New York, *Spring Journal*: 1-19.
- Corbin, H. (1998): *Alone with the alone. Creative Imagination in the Sufism of Ibn 'Arabi*. Princeton, Bollingen Series.
- Detel, W. (2008): *Erkenntnis und Wissenschaftstheorie*. Stuttgart, Reclam.
- Devereux, G. (1998): *Angst und Methode in den Sozialwissenschaften*. Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- Drewermann, E. (1995): *Das Individuelle gegen das Normierte verteidigen. Zwei Aufsätze zu Hermann Hesse*. Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- Eco, U. (1977/2010): *Wie man eine wissenschaftliche Abschlussarbeit schreibt*. Wien, UTB.
- Edinger, E. F. (2002): *Science of the Soul. A Jungian Perspective*. Toronto, Inner City Books.
- Ernst, G. (2010): *Einführung in die Erkenntnistheorie*. Darmstadt, WBG.
- Ernst, G. (2011): »Skeptizismus«. In: Jordan, S.; Nitz, C.: *Lexikon Psychologie*. Stuttgart, Reclam.
- Fäh, M.; Fischer, G. (Hrsg.) (1998): *Sinn und Unsinn in der Psychotherapieforschung*. Gießen, Psychosozial.
- Fischer, G. (2007): *Logik der Psychotherapie. Philosophische Grundlagen der Psychotherapiewissenschaft*. Kröning, Asanger.
- Fischer, G.; Fäh, M. (1998): »Zur Kritik der empirischen Vernunft in der Psychotherapieforschung«. In: Fäh, M.; Fischer, G.: *Sinn und Unsinn in der Psychotherapieforschung*. Gießen, Psychosozial.
- Fischer, G.; Barwinski, R.; Eichenberg, C. (2007): »Evidenzbasierte Psychotherapie? Wenn schon, dann richtig!«. *Report Psychologie*, 32/10. Bonn, dpv.
- Fonagy, P.; Roth, A. (2004): »Ein Überblick über die Ergebnisforschung anhand nosologischer Kriterien«. *Psychotherapeutenjournal*, 4/2004: 301-314.
- Freud, S. (1900/1982): »Die Traumdeutung«. *Studienausgabe*, Bd. 2. Frankfurt a. M., S. Fischer.

- Freud, S. (1915/1969): »Das Unbewusste«. GW 10. Frankfurt a. M., S. Fischer.
- Frick, E. (2009): *Psychosomatische Anthropologie*. Stuttgart, Kohlhammer.
- Frietsch, W. (2006): *Peter Handke – C.G. Jung. Selbstsuche, Selbstfindung, Selbstwerdung*. Gaggenau, Scientia nova.
- Grawe, K. (2005): »Ich bin kein Anhänger von Wahrheiten. Gespräch mit Prof. Dr. Klaus Grawe, Institut für Psychologie der Universität Bern«. *Report Psychologie*, 7/8 2005: 304-308.
- Giegerich, W. (1999): *Der Jungsche Begriff der Neurose*. Frankfurt a. M., Peter Lang.
- Giegerich, W. (2009): »The Psychologist as Repentance Preacher and Revivalist: Robert Romanyshyn on the Melting of the Polar Ice«. New Orleans, *Spring Journal*, Vol. 82: 193-222.
- Gins, K. (1992): *Experimentell-meditative Versenkung in Analogie zur klassisch christlichen Mystik. Religionspsychologische Untersuchung auf introspektiver Grundlage*. Frankfurt a. M., Peter Lang.
- Habermas, J. (1973): *Erkenntnis und Interesse*. Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- Haesler, L. (1995): »Der Widerstand gegen die Psychoanalyse von seiten des Psychoanalytikers. Zur wissenschaftlichen Position der psychoanalytischen Theorie und Methode«. In: Kaiser, E. (Hrsg.): *Psychoanalytisches Wissen*. Pöhl, Westdeutscher Verlag: 60-72.
- Hakl, H. T. (2001): *Eranos. Unbekannte Begegnungen von Wissenschaft und Esoterik*. Bretten, scientia nova.
- Hell, D. (2006): »Die verlorene Seele in Psychologie und Psychiatrie«. In: Mattanza, G.; Meier, I.; Schlegel, M. (Hrsg.): *Seele und Forschung. Ein Brückenschlag in der Psychotherapie*. Basel, Karger: 1-12.
- Hesse, H. (1932/1951): *Die Morgenlandfahrt*. Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- Hillman, J. (1983): *Am Anfang war das Bild*. München, Kösel.
- Hillman, J. (1999): *Dream Animals*. Zürich, Walter.
- Höfeld, K. (1996): »Forschen müssen?«. *Analytische Psychologie*, 27/2: 138-140.
- Jacoby, M (2010): »Zum Geleit«. In: Roesler, C.: *Analytische Psychologie heute*. Freiburg, Karger.
- Jaffe, A. (1961/2005): *C. G. Jung. Erinnerungen, Träume, Gedanken*. Düsseldorf, Walter.
- Jung, C. G. (1910): »Zur Kritik der Psychoanalyse«. GW 4.
- Jung, C. G. (1916): »Die Struktur des Unbewussten«. GW 7.
- Jung, C. G. (1929): »Ziele der Psychotherapie«. GW 16.
- Jung, C. G. (1933): »Vorwort zur ›Wirklichkeit der Seele‹«. GW 18/2.
- Jung, C. G. (1934): »Die Beziehungen zwischen dem Ich und dem Unbewussten«. GW 7.
- Jung, C. G. (1935): »Grundsätzliches zur praktischen Psychotherapie«. GW 16.

- Jung, C. G. (1935): »Vorwort zu Mehlich I. H. Fichtes Seelenlehre und ihre Beziehung zur Gegenwart«. GW 18.
- Jung, C. G. (1936): »Psychologische Determinanten des menschlichen Verhaltens«. GW 8.
- Jung, C. G. (1939): »Psychologie und Religion«. GW 11.
- Jung, C. G. (1972/1990): *Briefe, Bd. I-III*. Olten, Walter.
- Jung, C. G. (1995): *Gesammelte Werke. Bd. I-XX*. Düsseldorf, Walter.
- Jung, M. (2001): *Hermeneutik zur Einführung*. Hamburg, Junius.
- Jüttemann, G. (Hrsg.) (1995): *Qualitative Forschung in der Psychologie*. Heidelberg, Asanger.
- Kast, V. (2003): *Imagination als Raum der Freiheit*. München, dtv.
- Kast, V. (2006): »Die Analytische Psychologie in der Therapielandschaft«. In: Mattanza, G.; Meier, I.; Schlegel, M. (Hrsg.): *Seele und Forschung. Ein Brückenschlag in der Psychotherapie*. Basel, Karger: 26-37.
- Kast, V. (2007): *Die Tiefenpsychologie nach C. G. Jung*. Stuttgart, Kreuz.
- Krapp, M. (2009): »Bild, Metapher, Symbol. An der Grenze der kommunizierbaren Erfahrung«. Kongressbeitrag Barcelona 2004.
- Kuhn, T. (2003): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- Lange, F. A. (1874/2001): *Geschichte des Materialismus*. Boston, Adamant Media Corporation.
- Leichsenring, F. (2002): »Zur Wirksamkeit psychodynamischer Therapie. Ein Überblick unter Berücksichtigung von Kriterien der Evidence-based Medicine«. *Zeitschrift für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie*, 48: 139-162.
- Leithäuser, T.; Volmerg, B. (1979): *Anleitung zur empirischen Hermeneutik – Textinterpretation als sozialwissenschaftliches Verfahren*. Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- Leithäuser, T.; Volmerg, B. (1988): *Psychoanalyse in der Sozialforschung*. Opladen, Westdeutscher Verlag.
- Lesmeister, R. (2009): *Selbst und Individuation*. Frankfurt a. M., Brandes & Apsel.
- Lorenzer, A.; Dahmer, H.; Horn, K.; Brede, K.; Schwanenberg, E. (1977) (Hrsg.): *Psychoanalyse als Sozialwissenschaft*. Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- Maio, G. (2011): »Verstehen nach Schemata und Vorgaben. Zu den ethischen Grenzen einer Industrialisierung der Psychotherapie«. *Psychotherapeutenjournal*, 2/2011: 132-138.
- Mayring, P. (1990): *Einführung in die qualitative Sozialforschung*. München, pvu.
- Mercurio, R. M. (2009): »Imagination and Spirituality«. New Orleans, *Spring Journal*, Vol. 82: 13-24.
- Mertens, W. (1995): »Welche Art von Psychotherapieforschung brauchen Psychoanalytiker?« In: Kaiser, E. (Hrsg.): *Psychoanalytisches Wissen*. Opladen, Westdeutscher Verlag: 158-169.

- Montaigne, M. (2011): *Essais*. München, dtv.
- Nietzsche, F. (1973): *Nachgelassene Fragmente 1880-1882*. Berlin, Gruyter.
- Oevermann, U. (1993): »Die objektive Hermeneutik als unverzichtbare methodologische Grundlage für die Analyse von Subjektivität«. In: Jung, T.; Müller-Doohm, S. (Hrsg.): »Wirklichkeit« im Deutungsprozess. Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- Otscheret, L.; Braun, C. (Hrsg.) (2005): *Im Dialog mit dem Anderen. Intersubjektivität in Psychoanalyse und Psychotherapie*. Frankfurt a. M., Brandes & Apsel.
- Pauli, W. (1954): *Naturwissenschaftliche und Erkenntnistheoretische Aspekte der Ideen vom Unbewussten*. Dialectica.
- Pawelzik, M. (2009): »Für eine Professionalisierung der Psychotherapie«. *Verhaltensth. u. psychosoz. Praxis*, 41/3: 569-581.
- Pfister, J. (2007): *Philosophie. Ein Lehrbuch*. Stuttgart, Reclam.
- Popper, K. (1966/2005): *Logik der Forschung*. Tübingen, Mohr Siebeck.
- Reeder, J. (2005): »Die Narration als hermeneutische Beziehung zum Unbewußten«. *Psyche Z Psychoanal*, 59, Beiheft: 22-34.
- Richter, M. (2011): »Zweckrationalität und zwischenmenschliche Praxis in der Psychotherapie. Zur Aktualität von Heideggers Wissenschaftskritik und der Notwendigkeit eines künstlerischen Umgangs mit der Biotechnologie«. *Journal f. Philos. u. Psychiatrie*, 2/4.
- Roesler, C. (2010): *Analytische Psychologie heute. Der aktuelle Stand der Forschung zur Psychologie C. G. Jungs*. Freiburg, Karger.
- Sartre, J. P. (1939/1994): »Skizze einer Theorie der Emotionen«. *Gesammelte Werke. Phil. Schriften Bd. I*. Reinbek, rororo: 255-325.
- Sasse, H. (2011): »Wissenschaftlich nicht akzeptabel«. Qualitätssicherung in der Psychotherapie«. *Dt. Ärzteblatt PP*, Heft 8/2011: 376-378.
- Scholem, G. (1973): *Judaica*. Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- Senf, W. (2006): »Patient oder Kunde – Therapeut oder Dienstleister«. Vortrag auf der Weimarer Psychotherapiewoche.
- Shedler, J. (2011): »Die Wirksamkeit psychodynamischer Psychotherapie«. *Psychotherapeut*, 56: 265-246.
- Smith, Q. (2007): »Sartre's theory of the progressive and regressive methods of phenomenology«. *Man and World*, 12/4: 433-444.
- Spiertz, U. (2001): *Eine skeptische Überwindung des Zweifels? Humes Kritik an Rationalismus und Skeptizismus*. Würzburg, Königshausen und Neumann.
- Strauß, B. (1996): »Quantitative Einzelfallanalysen. Grundlagen und Möglichkeiten«. In: Brähler, E.; Adler, C. (Hrsg.): *Quantitative Einzelfallanalyse und qualitative Verfahren*. Gießen, Psychosozial.
- Vogel, R. T. (1994): *Das Partnerschaftskonzept. Eine tiefenhermeneutische Studie zur Erfassung subjektiver Sichtweisen von Partnerschaft*. Ingolstadt, Klaus Reichelt.
- Vogel, R. T. (2003): »Mensch oder Hirn?«. *Zeitschr. J. Neuropsychol.*, 14/4: 261-264.

- Vogel, R.T. (2008): *C. G. Jung für die Praxis*. Stuttgart, Kohlhammer.
- Vogel, R. T. (2009): »Psychotherapie als moralische Profession?«. *Verhaltensth. u. psychosoz. Praxis*, 41/3: 593-599.
- Volmerg, B. (1980): »Das Verfahren der psychoanalytischen Textinterpretation am Beispiel eines Gruppendiskussionsprotokolls«. In: Heinze, T.; Klusemann, H. W.; Soeffner, H. G. (Hrsg.): *Interpretation einer Bildungsgeschichte*. Bernsheim, päd extra.
- v. Franz, M.-L. (2001): *C. G. Jung. Leben, Werk und Visionen*. Krummwisch, Königsfurt.
- Weisedel, W. (1977): *Skeptische Ethik*. Frankfurt a. M., Suhrkamp.
- Weisedel, W. (2011): *Die philosophische Hintertreppe. Die großen Philosophen in Alltag und Denken*. München, dtv.
- Yalom, I.D. (2005): *Die Schopenhauer-Kur*. München, Btb.
- Zepf, S. (2008): »Psychoanalyse und Qualitative Psychotherapie-Forschung«. *Forum der PA*, Bd. 24/3, 9/2008.